Mahnregeln.

Aus dem Hebräischen des Hai Gaon*) übersetzt von Leopold Löw.

Vergieb deinem Bruder versöhnlich die Schuld,
Vermeide den Hader und habe Geduld.

Zu zorniger Hitze laß nie dich verleiten,
Verschieb nicht die Arbeit, thu' alles bei Zeiten.

Verschmäh nicht der Freunde treu ratende Schar,
Betritt nicht den Ort, wo dir drohet Gefahr.

Du wolltest ein Bettler bei Bettlern sein!
Das All ist des Herrn; zu ihm fleh' allein!

Hab', lernender Jüngling, dein Buch stets zur Hand,
Doch denkend nur lerne, du übest sonst Tand.

Biblische Lebensbilder.

Von Dr. B. Kuttner in Frankfurt a. M.

III. Abraham (Schluß.)

Wiederholt hatte Abraham die göttliche Verheißung empfangen, daß seine Nachkommen zahlreich werden sollten, und doch hatte er immer noch nicht einmal einen Sohn. Als nun Gott ihn wieder einmal seines Schutzes versicherte und hinzufügte, er habe noch großen Lohn zu erwarten, da meinte Abraham: „O Herr, o Gott, was willst du mir geben? Ich bin ja kinderlos, und mein Hausverwalter Eliefer aus Damaskus muß mein Erbe sein." „Nicht dieser soll dich beerben," antwortete Gott, „sondern dein leiblicher Sohn; und deine Nachkommen sollen sein wie die Sterne des Himmels." Wiederum glaubte Abraham, der starke Glaubensheld, und dieses gläubige Vertrauen rechnete ihm Gott, wie es in der Bibel heißt, als Frömmigkeit an und versicherte ihm nochmals, daß seine Nachkommen dereinst das Land Kanaan besitzen sollten. Und damit Abraham hierüber für immer beruhigt sein könnte, schloß Gott mit ihm, wie ein Mensch mit dem andern, das be-

*) Hai Gaon, geboren 969, gestorben 1038, war das Oberhapt der talmudischen Hochschule zu Pumbaditha in Babylon.

kannte Opferbündnis „zwischen den Stücken" (1. B. Mos. 15)[1]. Freilich erfuhr Abraham hierbei auch mit Schrecken, daß seine Nachkommen vorher noch viel zu leiden haben würden.

Um diese Zeit gebar Hagar, eine Nebenfrau Abrahams, ihm einen Sohn, den Ismael, und Abraham mochte glauben, daß dieser der verheißene Sohn sei; allein Gott versicherte ihm, daß auch Sara ihm einen Sohn gebären sollte; eine Verheißung, die Abraham und besonders Sara mit zweifelndem Lächeln aufnahmen. War sie doch 90, und er gar 100 Jahre alt! Abraham wollte deshalb schon zufrieden sein, wenn Gott nur den Ismael am Leben erhielte. Allein „für Gott ist nichts unmöglich," wie es im 1. B. M. 18,15 heißt.

An einem heißen Tage sitzt Abraham vor seinem Zelte im Haine Mamre (bei Hebron). Da erblickt er plötzlich drei Männer vor sich. Gastfreundlich erhebt er sich sogleich, eilt ihnen entgegen und bittet sie bei ihm einzutreten und sich von ihm bewirten zu lassen. Diese Einladung wird angenommen, und die Fremden (es war Gott mit zwei Engeln) auf das aufmerksamste bedient. Sie erkundigen sich während des Essens nach Sara, die im Zelte geblieben war, und verkündigen dann als ganz bestimmt, daß diese in einem Jahre einen Sohn haben werde. Sara stand hinter der Thür, hörte das und lachte, denn sie hielt das in ihrem Alter für unmöglich.

Nachdem Gott die Verheißung wiederholt hatte, zogen die drei Männer weiter gen Sodom, und Abraham begleitete sie ein Stück. Unterwegs offenbarte ihm Gott, daß das Sündenmaß von Sodom und Gemorrha voll und deshalb der Untergang dieser Städte nahe sei. Abrahams liebevolles Herz erbebte. So sollen auch die Unschuldigen, die doch gewiß unter den Gottlosen sind, umkommen? Wo bliebe denn da die göttliche Gerechtigkeit? „Sollte der Richter der ganzen Erde nicht Gerechtigkeit üben?" ruft er aus. Und auf sein wiederholtes Bitten erhält er die Zusage, daß Gott Gnade üben will, wenn er auch nur 10 Rechtschaffene finden sollte. Diese jedoch fanden sich nicht, das Strafgericht Gottes brach über diese Städte herein, und nur Lot und seine feine Familie wurde gerettet. Aber Abrahams Fürbitte für die Sünder ist doch ein schönes Zeichen für seine uneigennützige Menschenliebe und Gerechtigkeit.

Abraham zog nunmehr nach Süden und wohnte lange Zeit bei den Philistern als Freund und Bundesgenosse ihres Königs Abimelech. Hier wurde ihm auch zur verkündeten Zeit endlich der heiß ersehnte Sohn geboren, dem die hocherfreuten Eltern den Namen Jizchak (Isaak) gaben. Als aber Ismael, der damals 15 Jahre alt sein mochte, über den kleinen Stammhalter

---

[1]) Die Opfertiere wurden geschlachtet und zerstückt, diese Stücke einander gegenüber gelegt, und dann gingen die den Bund Schließenden durch die Stücke durch. Diese ursprünglich chaldäische Sitte war weit verbreitet.

seine spöttischen Witze machte, bestand Sara darauf, daß er samt seiner Mutter aus dem Hause gewiesen wurde. Nur mit schwerem Herzen entschloß der menschenfreundliche Abraham sich dazu; aber Gott beruhigte ihn mit der Versicherung, daß er auch den Ismael segnen wolle.

Viele Jahre hatte er auf die Geburt Isaaks gewartet, sein Glaube war oft und lange auf die Probe gestellt worden; aber die härteste Probe stand ihm noch bevor. Als Isaak herangewachsen war, erging der Befehl Gottes an Abraham, ihm diesen Sohn auf dem Berge Moriah zu opfern. Wo blieb die göttliche Verheißung, daß Isaak der Stammvater eines großen Volkes sein werde, wenn er jetzt als Opfer geschlachtet und verbrannt wurde? Aber Abraham grübelte nicht nach, sondern gehorchte ebenso bereitwillig, wie damals, als er auf göttlichen Befehl Heimat und Familie verließ. Und so machte er sich denn am frühen Morgen auf den Weg nach dem Berge Moriah; seine Absicht verriet er niemandem. Er, den schon der Gedanke an fremde Not beunruhigte, er sollte hier den eigenen Sohn töten! Es schnürte ihm das Herz ein, und stumm ging er neben seinem Sohne her, der das Holz zum Brandopfer trug; und als dieser sagte: „Mein Vater, siehe, hier ist das Feuer und das Holz, wo ist aber das Lamm zum Brandopfer?" da sagte Abraham mit blutendem Herzen: „Gott wird sich das Lamm zum Brandopfer ersehen, mein Sohn." Wozu sollte er dem Sohne schon vorher den Schmerz bereiten? Als aber dieser gebunden auf dem Holzstoß lag und Abraham schon die Hand ausstreckte, um ihn zu töten, also bewiesen hatte, daß er wirklich bereit war, sein Liebstes, sein Teuerstes Gott hinzugeben, da rief ihm ein Engel Gottes zu: „Abraham, lege deine Hand nicht an den Knaben und thue ihm nichts! Denn nun weiß ich, daß du gottesfürchtig bist, da du selbst deinen einzigen Sohn nicht verweigert hast." Man kann sich denken, mit welcher Freude Abraham diesen Ruf vernahm! Auf dem Moriah erhob sich später der Tempel, und manches Tieropfer blutete dort; aber keines kommt dem gleich, welches Abraham bringen wollte. Doch diesen Willen nahm Gott für die That.

So hatte Abraham auch diese Prüfung bestanden und ward aufs neue gesegnet. Nun schien seinem Glücke nichts mehr zu fehlen. Aber ein ungetrübtes Glück giebt es auf Erden nicht. Nach einer Reihe von Jahren starb Sara, 127 Jahre alt, zu Hebron, und Abraham weinte und klagte um sie. Dann begrub er sie in der Höhle Machpela, bei Hebron, die er von den Hethitern kaufte und zum Erbbegräbnis für seine Familie bestimmte. Denn er glaubte fest an die Verheißung Gottes, daß er seinen Nachkommen das Land Kanaan zum Besitze geben werde.

Aber auch er war alt und sah sein Leben zu Ende gehen. Wenn er auf dieses Leben zurückblickte, so konnte er wohl mit ihm zufrieden sein: es war ein gottgefälliges und gottgesegnetes. Und doch hatte er noch eine Sorge: für seinen Sohn Isaak die rechte Frau zu finden.

Gott hatte den Abraham auserſehen, wie es im 1. B. M. 18,19 wörtlich heißt, „daß er ſeinen Kindern und ſeinem Hauſe befehle, daß ſie meinen Weg beobachten, und Frömmigkeit und Recht üben, und damit ich ihm erfülle, was ich ihm verheißen habe.“ Die Erfüllung der göttlichen Verheißung hing alſo vom dem rechten Gottesglauben ab, und dieſer würde getrübt worden ſein, wenn Iſaak eine Frau von den heidniſchen Kanaanitern genommen hätte. Das durfte alſo nicht ſein. So rief denn Abraham ſeinen greiſen Diener und Hausverwalter Elieſer und ließ ihn ſchwören, daß er nach Haran zu Abrahams Verwandten gehen wolle, um von dort eine Frau für Iſaak zu holen. Zwar zweifelte Elieſer daran, daß ein Mädchen ihm ſo weit werde folgen, allein Abraham vertraute feſt auf Gott, der es ſchon glücklich fügen werde. Und dieſes Gottvertrauen bewährte ſich glänzend. Denn Gott ſtand dem frommen und treuen Knechte wunderbar bei, daß er in das Haus Bethuels kam, der ein Sohn von Abrahams Bruder war. Bethuel und ſein Haus erkannten in dem Antrage Elieſers den Willen Gottes, den ſie gern erfüllten, und ſo folgte Rebekka dem Elieſer nach Kanaan und wurde Iſaaks Weib. Im Hauſe Abrahams war noch immer Trauer um Sara geweſen; mit der anmutigen Rebekka kehrte der Sonnenſchein wieder ins Haus; Iſaak liebte ſeine Frau und tröſtete ſich nun über den Tod ſeiner Mutter.

So war denn auch die letzte Sorge von Abraham genommen und damit ſeine Lebensaufgabe erfüllt. Hochbetagt und lebensſatt ſtarb er in einem Alter von 175 Jahren und wurde von ſeinen Söhnen Iſaak und Ismael in der Höhle Machpela neben Sara begraben.

Abraham bleibt für alle Zeiten das Vorbild eines ſtarken Glaubenshelden, der alle Prüfungen beſteht. Aus dieſem ſtarken Gottesglauben ſtammt ſeine Menſchenliebe, und aus dieſer Menſchenliebe entſpringt ſeine Uneigennützigkeit, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Friedfertigkeit.

In des Königs Rock.

Erzählung von J. Herzberg.

Verfaſſer der preisgekrönten Erzählung „David und Jonathan.“

 (Fortſetzung)

VIII. Kapitel.

Die Freundin.

Die beiden erſten Feſttage gingen in Frohſinn und Heiterkeit dahin. Immer häufiger und deutlicher wurden die Beweiſe der Freundſchaft und Zuneigung, die die gaſtfreundlichen Leute Hochfeld entgegenbrachten, zu immer angenehmerem Bewußtſein kamen ihm die Vorzüge eines echten jüdiſchen Familienlebens.

O, wie fühlen sich die Herzen einander näher gebracht, wenn nach des Tages Mühe und Arbeit, nach dem heißen Kampf ums tägliche Brot die Familienmitglieder sich in dem festlich geschmückten, Weihe und Frieden verbreitenden Raum zusammenfinden! Vergessen sind dann alle Unbilden, die ihm im Leben draußen begegnen. Ja, freundlicher Leser, gieb dich der Feier der jüdischen Feste mit ganzem Herzen hin, und du wirst die beglückende Wahrnehmung machen, daß es etwas Höheres, Edleres, Erstebenswerteres giebt als alle die Schätze der Welt, deren Erwerbung des Menschen Trachten und Streben gilt, zu bieten vermögen! Mit sanfter, aber sicherer Hand reißen diese Feste, die Familenfeste im schönsten Sinne sind, die Schranken nieder, die sonst den Menschen vom Menschen trennen, und das Gefühl der Befangenheit im ersten Verkehr macht dem Gefühl der Zusammengehörigkeit Platz. Die gemeinsame Festesfeier macht den Fremden zum Einheimischen, den Verlassenen zum beglückten und beglückenden Freund.

Auch Hochfeld genoß in der Gesellschaft seiner freundlichen Wirtsleute des Festes Freuden in vollen Zügen. Die gegenseitige Zuneigung war eine innige, aufrichtige.

Besonders Alma hatte sein ganzes Interesse gewonnen, zu ihr fühlte er sich mächtig hingezogen.

Er hatte aber auch in den wenigen Tagen schon ihren Wert kennen und schätzen gelernt. Ihre Liebe zur Einfachheit hatte vom ersten Augenblicke an seine Bewunderung erregt. Äußeren Tand und Flitter anzulegen, verschmähte sie selbst am Feste, und goldene Schmucksachen suchte man vergebens bei ihr. So bildete sie den entschiedensten Gegensatz zu so vielen anderen jüdischen jungen Mädchen, die ihm bisher begegnet waren. Gerade diese Einfachheit erhöhte aber ihre Schönheit.

Ihr wahrhaft frommes Gemüt zeigte sich in diesen Tagen so recht deutlich. An jedem Festesmorgen war sie zur rechten Zeit im Gotteshause anwesend, und man sah sie hier in andächtigem Gebete vor Gott stehen.

Es war am Nachmittage des zweiten Feiertages. Da äußerte Hochfeld im Laufe eines Gespräches seine Anerkennung über den frommen Sinn Almas, und er sprach zu dieser:

„Fräulein, es macht mir Freude, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie sich vor vielen Ihrer Altersgenossinnen auszeichnen, daß Sie durch Ihre religiöse Lebensweise eine Ausnahme unter den Mädchen der Jetztzeit bilden.“

„Eine Ausnahme, sagen Sie?“ entgegnete Alma.

„Gewiß,“ versetzte Hochfeld, „unsere weibliche Jugend scheint den Sinn für das Göttliche, Heilige verloren zu haben, nur weltlichen Dingen gehört ihr Denken und Handeln. Sie lesen und kennen alle Erzeugnisse der Litteratur sogar des Auslandes; aber der Belehrung, Erbauung und Veredelung des Gemütes durch die Bibel und das Gebetbuch scheinen sie sich geflissentlich zu verschließen. An Stelle der Bescheidenheit und Einfachheit, dieser Zierde

des jüdischen Mädchens früherer Zeiten, scheint eitle Putz- und Gefallsucht geireten zu sein. Überall begegnet man nur dem äußeren Schein. Alle möglichen Kenntnisse und Fertigkeiten eignen sich die Mädchen an, nur die religiöse Ausbildung, die Befruchtung des Gemütes, unterbleibt.

„Sie gehen mit meinen Schwestern in Israel aber streng ins Gericht! Sprechen Sie etwa aus Erfahrung?“

„Teilweise! Man sieht, beobachtet und stellt unwillkürlich Vergleiche an. In meiner Stellung wird mir so oft Gelegenheit geboten, einen Blick in das Leben und Weben der einen oder anderen Familie zu werfen.“

„Worin liegt nun der Grund für diesen beklagenswerten Zustand?“ fragte Alma.

„In vielen Fällen,“ erwiderte Hochfeld, „ist es die Absicht zu täuschen, der Welt Sand in die Augen zu streuen. Man möchte einen Glanz entfalten, muß aber dabei mehr scheinen, als man nach Lage der Verhältnisse in Wirklichkeit ist. Das Leben der Gegenwart hat seine Ansprüche an den Einzelnen so sehr emporgeschraubt, daß einen vernünftig denkenden und berechnenden Menschen förmlich ein Schwindel ergreift, so er sie in Erwägung zieht. Man möchte unter allen Umständen diesen Ansprüchen genügen, um nicht als „niedriges Gesindel“ zu gelten. Geht dies nun nicht in Wirklichkeit, so versucht man es mit dem Schein.“

„Ich pflichte Ihnen hierin vollkommen bei,“ warf Alma ein, „jedoch was hat dies alles mit der Frömmigkeit zu thun?“

„Der wahrhaft fromme Sinn wendet sich mit Abscheu ab von absichtlicher Täuschung; er ist ehrlich gegen Gott wie gegen seinen Nebenmenschen. Blicken Sie auf die Vergangenheit, wie da unsere Töchter Einfachheit und bescheidenen Sinn mit Frömmigkeit und Tugend verbanden. Heute ist das in den meisten Fällen eine Unmöglichkeit. Der Kopf unserer weiblichen Jugend ist des Eitlen, Vergänglichen und der schimmernden Nichtigkeiten so voll, daß schwer darin noch ein göttlicher Gedanke Raum zu finden vermag. Es sind dies Mißstände, die den sittlichen Bestand Israels untergraben und unser Familienleben gefährden.“

Alma hatte mit Aufmerksamkeit den Ausführungen Hochfelds zugehört, und nach einigem Nachdenken sprach sie:

„Sie haben mir den Blick geöffnet für einen Übelstand, von dessen Vorhandensein ich bisher nichts wußte. Ja, wir Mädchen sind doch viel zu unachtsam auf die Vorgänge selbst in unserer nächsten Umgebung. Ihre Beobachtungsgabe setzt mich in Erstaunen, Ihre trübe Lebensanschauung aber erfüllt mich mit Schrecken.“

„Und doch ist sie nur das Erzeugnis meiner bisherigen vereinsamten Stellung. Losgelöst von allen Banden der Freundschaft und Verwandtschaft hat sich mir diese trübe Lebensanschauung unwillkürlich aufgedrängt. Elternliebe hat mich nie beglückt, ihren beseligenden und beglückenden Einfluß habe

ich nie empfunden. Geschwisterliebe blieb mir fremd, und einen wahrhaft teilnehmenden Freund, vor dem ich mein ganzes Herz je hätte ausschütten können, habe ich nie gefunden."

„Haben Sie denn nie versucht, wenigstens einen solchen Freund zu gewinnen?" fragte teilnahmsvoll das Mädchen.

„Nein; von mir ist bisher noch keine Freundschaft gefordert worden, und diese irgend jemand anzubieten, dazu fehlte mir der Mut."

„Mir scheint überhaupt, daß der Mangel an Selbstvertrauen die Quelle Ihrer Vereinsamung ist."

„Wundern Sie sich nicht über diesen Mangel an Selbstvertrauen! Worauf sollte sich bei mir dieses Selbstvertrauen gründen? Meine Jugendzeit war nicht imstande, mein Selbstbewußtsein zu fördern, noch viel weniger vermochte dies meine Studienzeit und erst recht nicht meine jetzige Stellung," erwiderte Hochfeld.

Sinnend stand Alma vor dem Sprechenden. Es schien diesem, als ringe sie mit einem Entschlusse.

Dann, entschlossen Hochfeld ihre Rechte darbietend, sprach sie festen Tones:

„Sie klagen über Mangel an Freundschaft, zweifeln an Ihrem Selbstvertrauen, nun, wohlan denn, halten Sie mich für würdig, so lassen Sie mich Ihre Freundin sein! Ich hoffe, Ihr Selbstvertrauen zu wecken und zu fördern."

Helle Freude erglänzte jetzt auf dem Antlitze Hochfelds, als er die herrlichen, glückverheißenden Worte aus dem lieblichen Munde des trefflichen Mädchens vernahm. Er faßte die dargebotene Freundeshand und mit vor Rührung fast erstickter Stimme sprach er:

„Tausend Dank Ihnen, liebe Freundin, für das kostbare Geschenk, dessen Sie mich für wert halten. Solch eine Freundeshand ist Stab und Stütze, von ihr geführt, kann ich nur auf lieblichen Pfaden einherwandeln."

„Ich werde, soviel in meinen Kräften steht, der mir gewordenen Aufgabe gerecht zu werden suchen. Und nun, mein Freund, gestatten Sie mir, daß ich mich entferne. Häusliche Geschäfte erfordern anderswo meine Anwesenheit."

Dann entfernte sich das junge Mädchen, freundlich grüßend.

Hochfeld aber stand noch lange sinnend da. Noch fühlte er die zarte Hand in der seinigen. Was ihm bis heute gefehlt hatte, ein edles Wesen hatte es ihm gewährt, und er mußte sich dessen würdig machen. Wahrlich ein kostbares Geschenk war es, das ihm Alma freiwillig gegeben, ein Geschenk, das ihm hoch beglückte. Sie hatte ihn unaufgefordert, aus freiem Antriebe ihres edlen, mitfühlenden Herzens durch ihre Freundschaft ausgezeichnet. Und er hatte dankerfüllt dieses Geschenk angenommen. Wohl hatte er die Freundin erst kurze Zeit gekannt, doch hatte sich ihr Bild seiner Seele schon unauslöschlich eingeprägt. Begrüßte sie ihn doch an jenem Abend, als der schmerzliche

Unfall ihren Vater traf, so freundlich! Wie war sie so gütig und teilnahmsvoll gegen ihn gewesen von der ersten Stunde an, da er sie gesehen! Sie trat ihm entgegen wie eine Schwester, ach nein! viel gütiger und teilnahmsvoller noch, als es eine Schwester je vermag! Und ihre lieben Worte trafen sein Herz und sprengten den Panzer, den die Bitterkeiten des Lebens um seine Seele gelegt. Seitdem hörte er alles Schöne in den Tönen ihrer Stimme. Es hatte nur eines jähen Momentes bedurft, um seine Seele an die ihrige zu fesseln. Ja, eine innere Stimme sagte ihm, daß, obwohl er Alma bisher fremd gegenübergestanden, geheimnisvolle Beziehungen zwischen ihnen walten müssen, die zu offenbaren ihm bisher nicht möglich war.

IX. Kapitel.
Der Ring.

Als Hochfeld eine Stunde später sich zu Tische begab, fand er im Familienzimmer nur Almas Eltern vor.

Nach der Begrüßung begann Herr Goldstein:

„Wahrlich, ein schwerer Schmerzensfall, der unsere Gemeinde in tiefe Trauer versetzt hat!"

Erschreckt über diese Worte fragte Hochfeld:

„Mein Gott, was hat sich zugetragen?"

„Vor etwa zwei Stunden ist der Lehrer Kronheim plötzlich verstorben."

„Aber er war doch noch gestern bei vollem Wohlsein!"

„Ein Schlaganfall hat seinem Leben und somit seinem segensreichen Wirken ein jähes Ende bereitet. Ich komme soeben aus dem Trauerhause. Der Vorsteher Rosenhein ist nun in nicht geringer Verlegenheit, da bei vorkommenden Trauerfällen der Verstorbene sämtliche Anordnungen zu treffen pflegte. Ich machte ihm daher den Vorschlag, Sie um Ihre Unterstützung zu ersuchen, und ich versprach ihm, dies in seinem Namen zu thun. Sie sind doch hoffentlich bereit, diesem Ersuchen nachzukommen?"

„Sehr gern. Doch ich bin, wie Sie wissen, zu meinem Bedauern nicht Herr meiner Zeit."

„Herr Rosenhein will mit Ihrem Hauptmann Rücksprache nehmen, damit Sie während der erforderlichen Zeit beurlaubt werden."

„Das ist mir lieb, und ich werde noch heute zu Herrn Rosenhein gehen."

Jetzt trat Alma ein, und nun wurde das Mittagessen eingenommen. Im Laufe der Unterhaltung begann Alma:

„Denke Dir, lieber Papa, ich hatte am heutigen Morgen ein kleines Unglück, das hoffentlich keine schlechte Vorbedeutung haben wird. An meinem Ringe hat sich der Diamant aus seiner Fassung losgelöst. Du hast wohl die Güte, den Schaden gelegentlich beim Goldarbeiter reparieren zu lassen."

„Sehr gern, liebes Kind," entgegnete der Vater, aus der Hand seiner Tochter den Ring entgegennehmend. Hochfeld hatte bis jetzt mit Gleichgültigkeit zugehört, da ein Ring kein selten vorkommender Gegenstand ist, und

nicht geeignet war, sein besonderes Interesse zu erwecken. Herr Goldstein aber betrachtete seltsamerweise den Ring genauer und schaute, ihn hin und her wendend, sinnend darauf. Dann begann er, den Ring Hochfeld reichend:

„Betrachten Sie doch diesen Ring, ist er nicht einzig in seiner Art? Ich habe wenigstens noch keinen ähnlichen gesehen. Er ist auch der einzige Schmuckgegenstand, dessen sich meine Tochter nur an Festtagen bedient." —

Kaum aber hatte Hochfeld einen flüchtigen Blick auf den Gegenstand geworfen, als er plötzlich erblaßte und seinen Körper ein heftiges Zittern ergriff, so daß alle in die Schreckensworte ausbrachen:

„Um Gotteswillen, Herr Hochfeld, ist Ihnen nicht wohl?"

„Hochfeld aber war außer stande, sofort zu antworten, und er bedurfte all seiner Kraft, um einigermaßen wieder Herr seiner selbst zu werden. Die furchtbarsten Gedanken durchkreuzten mit Blitzesschnelle sein Gehirn, die er in diesem Augenblicke noch nicht in Worte fassen durfte. Daher vermochte er nur abgebrochen die Worte über seine bebenden Lippen zu bringen:

„Herr Goldstein, — — auf welche Weise — — sind Sie — — in den Besitz — — dieses Ringes — gelangt?"

Der Angeredete schaute den Fragenden höchst verwundert an und sprach:

„Es muß für Sie wahrlich von hohem Interesse sein, darüber Auskunft zu erhalten. Nur kann ich mir weder Ihre soeben wahrgenommene Erregung, noch Ihr besonderes Interesse erklären."

„Nun, so möge Ihnen dieser Ring, das getreue Ebenbild jenes beschädigten, die Erklärung geben!" — —

Bei diesen Worten zog Hochfeld seinen Ring hervor, den er aus Rücksicht auf den Dienst nicht an dem Finger, sondern an einem Bande am Halse trug, und der dem beschädigten zum Verwechseln ähnlich sah. Beide zeigten dieselbe Form.

Nun aber wurden die Goldstein'schen Eheleute von einer mächtigen Erregung erfaßt. Bestürzt sahen sie sich einander an. Dann begann Herr Goldstein mit zitternder Stimme:

„Dieselbe Frage, die Sie soeben an mich richteten, gebe ich Ihnen jetzt zurück. Wer gab Ihnen diesen Ring?"

„Diesen Ring," erwiderte Hochfeld, „besitze ich schon seit meiner frühesten Kindheit. Mein Pflegevater händigte ihn mir ein, nachdem meine Mutter mich verlassen. Später teilte mir dieser mit, meine Mutter habe zwei solcher Ringe besessen . . . . "

Hier unterbrach der Vater Almas, die noch immer in sprachlosem Erstaunen und fragende Blicke von dem einen zum andern werfend, dagesessen, den Sprechenden und begann hastig, indem er sich erhob:

„Hier liegt in Wahrheit eine wunderbare Verkettung mannigfacher Umstände vor. Herr Hochfeld, folgen Sie mir ins Nebenzimmer, ich erzähle Ihnen die Geschichte dieses Ringes." (Fortsetzung folgt.)

Neujahrswünsche.

(a) Für ältere Kinder.)

Liebe Eltern!

Aufs neue ist ein Jahr entschwunden,
In dem Ihr, Teuern, Tag und Nacht
Nächst Gott als meine treuen Führer
War't sorgend für mein Wohl bedacht.

Nicht Opfer scheutet Ihr, noch Mühen,
Endlos in Liebe wie Geduld;
O könnt' ich je in meinem Leben
Abtragen meines Dankes Schuld!

Ich kann es nicht, — doch zu erfreuen
Ist ja das Elternherz so leicht:
Drum tiefbewegt am Neujahrsfeste
Mein Flehen auf zum Himmel steigt:

„O Vater, hilf, daß mir's gelinge,
Mein Herz der Tugend stets zu weih'n,
Und immerdar die guten Eltern
Durch Fleiß und Fortschritt zu erfreu'n!"

„Und, lieber Gott, wie früh're Jahre
Behüt auch ferner unser Haus,
Und schütte Deiner Gnade Segen
Auf meine liebe Eltern aus!" **L. Wolff.**

(b) Für jüngere Kinder).

Teure Eltern!

Das alte Jahr ist nun dahin,
Ich komm' mit dankerfülltem Sinn,
O lieber Gott, und preise Dich
Für alle Lieb' herzinniglich,
Daß Du die Eltern mir erhalten,
Gesegnet mir ihr treues Walten.

O sei auch in dem neuen Jahr
Uns einz'ger Tröster immerdar,
Gesundheit gieb, gieb Lust und Kraft,
Die freudig gern das Gute schafft,
Begleit' mit Deinem reichen Segen
Uns auf des Lebens ernsten Wegen!

L. Wolff.

Die Gewinnung des Bernsteins.

Preußen ist das Heimatland des Bernsteins, jenes bekannten Harzes, das untergegangenen Nadelwäldern der Urwelt seinen Ursprung verdankt. Interessant wie dieser Zeuge einer vorweltlichen Vegetation an sich, ist auch seine Gewinnung, die auf dreifache Weise vor sich geht, nämlich teils durch Graben, teils durch Stechen und teils durch Fischen. Betrachten wir jede dieser Arten der Bernsteinförderung etwas näher; zuerst das Graben.

Wenn sich auch einzelne Bernsteinstücke in den oberen Schichten des Bodens finden, und zwar nicht nur in den Strandgegenden, sondern, selbst im Innern des Landes, so ist doch das eigentliche Bernsteinlager tiefer zu suchen. Will man nämlich die über einander aufgelagerten Erdschichten zu Tage liegen sehen, so begebe man sich in eine solche Strandgegend, deren Ufer von bedeutender Höhe sind. Hier werden oft die Uferwände von den anstürmenden Wogen am unteren Teile ausgespült, die oberen Teile stürzen nach, und man steht, wenn das Meer weniger hoch und die Strandfläche freigelegt ist, am Fuße einer oft schroff aufsteigenden Wand, deren frische Bruchstellen die Auflagerungsschichten deutlich unterscheiden und erkennen lassen. Fast mit dem Meeresspiegel in gleicher Höhe findet sich die von den Leuten sogenannte blaue Erde, eine feine Kieselerde, reich mit bläulichem Thon durchsetzt, deren ungefähr zwei Meter mächtiges Lager die Bernsteinstücke neben und auf einander liegend birgt. Auf welche Weise zieht man diese nun ans Licht? Wegen der zu geringen Festigkeit des Bodens würde die Anlage von Stollen und Schachten viel Kraft und Geld kosten und dennoch unter Umständen nicht zum Ziele führen. Die Strandbewohner machen sich daher auf ganz natürliche Art und Weise ans Werk. Zuerst wird das Gerölle am Fuße der Uferhöhe weggeräumt und in den Berg hineingegraben, während andere Arbeiter beschäftigt sind, die aufgeworfene Erde auf Karren nach dem Meere hin zu schaffen und dadurch die Grube zu säubern. Ist die Grube soweit fertig, daß deren Boden eine genügend große Fläche darstellt, so macht man sich an das Ebenen der Grube, damit nicht Nachstürze die Arbeit stören oder gar Arbeitern Gefahr bringen. Ist die Säuberung und Ebenung der Grubenwand bis zum Boden geführt, so wird nicht mehr in den Berg hinein gearbeitet, sondern der Boden gesäubert und tiefer ausgegraben. Jetzt tritt aber der erste störende Umstand ein, das Grubenwasser, und es kommt nun zu dem Geschäft des Grabens und Karrens noch das des Wassertragens. Ist man mit dem Wegräumen der letzten Grubenlage fertig und somit auf das Bernsteinlager gelangt, dann beginnt das Hauptgeschäft, nämlich das Bernsteinstechen selbst. Hierzu hat man eigentümliche Stecheisen, die einem Meißel ähnlich, aber ungefähr $1/2$ *m* lang sind und auf einem mäßig langen Stiele stecken. Die Stecher stellen sich neben einander, und jeder sticht mit seinem meißelartigen Spaten 1 *m* tief vorsichtig und langsam eine dünne Erdlage ab, so daß er jeden

festen Körper, der dem Eisen im Wege liegt, bemerken und den Spaten zurückziehen kann. Diese festen Körper sind nun entweder Holz oder Bernstein. Ist der Stecher auf ein Stück Bernstein gekommen, so sucht der vor ihm in der Tiefe stehende Aufräumer dasselbe mit der Hand aus dem Lager zu nehmen; wenn dieses aber nicht gelingt, so sticht der Stecher mehr ab, bis das Stück frei daliegt. Gespannt ist die Aufmerksamkeit, wenn das Stück einen größeren Umfang zu haben scheint; vorsichtig wird dann die Erde davon abgelöst und mit Jubel der Schatz aus der Erde gehoben. Ist die Arbeit des Stechers vollendet, so schreitet man zum Waschen des Bernsteins. Da nämlich die einzelnen Stücke von der Muttererde umgeben sind, so muß diese erst weggeschafft werden, soll der Stein dem Gewichte nach bestimmt werden. Daher bringt man den Bernstein, den man von Tag zu Tag gesammelt und unter Verschluß aufbewahrt hat, in Säcken an einen Teich oder Brunnen. Während kleine Mengen des Gerölles in Körben unter stetem Wasseraufgießen durchgearbeitet werden, damit durch Reibung und Abspülung die Erde sich entferne, werden die sogenannten Wertstücke, d. h. Stücke schwerer als $^1/_2$ kg besonders und vorsichtiger behandelt, um zu reinigen und doch nicht durch Stöße zu verletzen; denn auffallend erscheint die große Sprödigkeit des gegrabenen Gesteins im Verhältnis zu dem Seestein.

Ist der ganze Fund gereinigt und getrocknet, so wird die Masse gewogen und verhandelt, wobei freilich die Umstände den Strandbewohnern nicht besonders günstig sind. Da nämlich der Bernsteinhandel in der Hand einzelner Kaufleute sich befindet, so bestimmen diese auch den Preis und die Verkäufer sind genötigt, entweder für diesen Preis die Ware loszuschlagen oder den Bernstein zu behalten. Da aber aus dem Erlös die angesammelten Arbeitskosten und sonstigen Ausgaben bestritten werden sollen, so muß der Stein veräußert werden, und die Kaufleute schließen daher mit den Strandbewohnern, als den Strand- und Bernsteinpächtern, Kontracte ab, gemäß welcher sie ihnen sämtlichen Bernstein zu einem bestimmten Preise abnehmen.

Das eigentlche S t e c h e n des Bernsteins geschieht auf andere Weise. Wer Seebäder besucht hat, wird wissen, daß bei heiterem Himmel und vollständig ruhigem Wasser der Meeresboden und auf ihm befindliche größere Gegenstände wahrnehmbar sind, ohne daß man erst unterzutauchen hätte. Dann finden sich die zum Bernsteinstechen nötigen Mannschaften schon in der Frühe am Ufer ein und zwar bewaffnet, als sollte es in den Kampf gehen. Mit Stangen, nicht unähnlich den Lanzen, erscheinen sie auf den Höhen, von denen sie die Uferwand hinabsteigen, um sich auf der unteren Ebene zu vereinigen. Zunächst wird nun den Stangen ihre Bedeutung gegeben, indem man entweder Widerhaken, sogenannte Bootshaken, oder kleine Drahtnetze auf dieselben steckt. Dann gehts ans Flottmachen der auf dem Strande stehenden Fischerböte, und sind dieselben in die See geschoben, so begeben sich die Ruderer und zwei andere Männer hinein, von denen einer den Haken, der andere den

Schöpfer führt, und eine fünfte Person nimmt als Aufseher endlich auch noch Platz im Fahrzeuge. Hat man eine Strecke von einigen dreißig Metern zurückgelegt, so wird Halt gemacht und die nötige Anordnung getroffen, so daß man in der Ferne eine vor dem Hafen in Schlachtreihe stehende Flottille zu sehen wähnt. Während nun die Ruderer sich ruhig verhalten, spähen die mit Haken versehenen Arbeiter auf dem Boden umher nach größeren Steinen, die sie mit dem Haken fassen und umwälzen, während der andere Arbeiter mit seinem ebenfalls hinabgesenkten Drahtschöpfer über die vom Steine verlassene Stelle streift, um das dort Befindliche aufzuschöpfen. Selten wird ein Zug ganz umsonst gethan.

Das Fischen des Bernsteins endlich wird auf folgende Art vollzogen. Die See wirft schon bei mäßiger Wellenbewegung mit dem Sande und den Meerespflanzen auch Bernstein aus, letzteren freilich aber so spärlich, daß man ihn sehr suchen muß, und in so kleinen Stücken, daß ein eigentlicher Gewinn daraus nicht zu ziehen wäre. Der eigentliche Gewinn steht in Aussicht, wenn der der Uferrichtung günstige Wind herrschend und die See bewegter ist. Unter solchen Umständen tragen dann die Wogen ganze Massen von Seepflanzen herbei und lagern dieselben in bedeutend ausgedehnten Aufschichtungen am Ufer ab, andere räumen das Abgelagerte fort und nehmen es mit sich, damit wieder andere es zurückerstatten. Für den Botaniker ist gerade diese Erscheinung eine höchst günstige, da er mit Leichtigkelt gute Exemplare der verschiedensten Gattungen in frischem, gutem Zustande für sein Herbarium, heimbringen kann. Bei seinen Untersuchungen aber überzeugt er sich auch wie von Pflanzen umhüllt der Bernstein heraufgetragen worden, und zwar in Stücken, die bei ruhigem Wasser vermöge ihrer Schwere zu Boden gesunken wären, ehe sie das Ufer erreicht hätten. Daher finden sich unter solchen Umständen auch die Bewohner der Strandbezirke am Ufer ein und zwar mit dem nötigen Werkzeuge, dem Kescher, einem kleinen Fischernetz an einer langen Stange. Indem sie diesen Kescher der anstürmenden Woge entgegen hält, fällt das, was sie an der Stelle bringt, nicht in die Brandung, von der es wieder ins Meer zurückgezogen würde, sondern in das Netz, mit dem sie es auf eine trockene Uferstelle bringen, so daß sie es hier gesichert ausschütten können. Während nun die Männer dieses Geschäft des sogenannten Fischens fortsetzen, sind die Frauen und Kinder bemüht, die Pflanzmasse in kleinen Mengen und an sicherer Stelle zu durchsuchen und den darin enthaltenen Bernstein hervorzuholen.

Ein Wunder deutschen Fleisses und deutscher Gründlichkeit.

Das ist das „Meyersche Konversations-Lexikon“ nun allerdings stets gewesen, aber nichtsdestoweniger müssen wir sagen, dass nach den uns vorliegenden Bänden die neue Ausgabe in vollem Masse den auf dem Titelblatt erhobenen Anspruch rechtfertigt, eine gänzlich neubearbeitete zu sein. Sie hat eine gründliche Durcharbeitung erfahren, welche sie in jeder Beziehung auf die Höhe der Zeit gebracht hat, und unter den Werken ähnlicher Art steht das „Meyersche“ unübertroffen da. Der Inhalt ist zu mannigfaltig, als dass wir hier genauer darauf eingehen könnten; es nennt sich ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, und diese Bezeichnung ist in der That gerechtfertigt. Es wäre schwer, irgend eine Frage zu finden, auf welche „Meyers Konservations-Lexikon“ nicht eine Antwort hätte, und mit Bezug auf alle Dinge, die man billiger Weise in einem Nachschlagewerk dieser Art zu finden hoffen kann, ist die Auskunft genau, bündig und zuverlässig. Wir nennen aus den uns vorliegenden Bänden nur die Artikel: Afrika, Amerika, Asien, Australien, denen Karten und Farbendrucktafeln beigegeben sind, den Artikel Berlin, der sich durch besondere Reichhaltigkeit auszeichnet, von biographischen Artikeln eine ausgezeichnete Darstellung des Lebens von Lord Beaconsfield, Andrassy, Kardinal Antonelli und einer Menge anderer Berühmtheiten aus alter und neuer Zeit. Besonders müssen wir den Artikel Aristoteles als ein bewundernswürdiges Beispiel der zugleich gelehrten und volkstümlichen Art bezeichnen, in welcher solche Gegenstände in dem „Konversations-Lexikon“ behandelt werden; aber auch auf minder wichtigen Gebieten finden wir die gemachten Angaben, besonders wenn man den verhältnismässig geringen zur Verfügung stehenden Raum berücksichtigt, ebenso gründlich als allseitig befriedigend. Trotz der Ausdehnung über alle Gebiete des Wissens wird es nicht leicht sein, irgend einen Gegenstand zu finden, über den das Werk nicht eine genaue und zuverlässige Auskunft erteilte. Selbstverständlich passt sich „Meyers Konversations-Lexikon, weil deutsch geschrieben und für deutsche Leser bestimmt, vor allem den deutschen Interessenkreisen an, aber man kann nichtsdestoweniger behaupten, sein Inhalt sei ein wahrhaft allumfassender. So ist z. B. der englischen Geschichte und den Biographen englischer Berühmtheiten aus alter und neuer Zeit der volle dafür nötige Raum gewährt worden, und dass auch die englische Geographie nicht vernachlässigt ist, mag daraus geschlossen werdeu, dass es kaum eine Stadt von irgend welcher Bedeutung auf den Britischen Inseln giebt, die nicht ihrer Grösse gemäss gewürdigt wäre. Das Gleiche gilt von allen

anderen zivilisierten Ländern, und trotz der unermesslichen Menge des Aufzunehmenden findet sich in dem Werke doch noch ausreichend Raum für eine ausführliche und genaue Behandlung von in der That wichtigen Dingen. Der Artikel über die Banken z. B. bietet eine gedrängte Darstellung der Geschichte und des gegenwärtigen Zustandes des Bankwesens in allen grösseren Handelsstaaten der Welt, jener über die Arbeiterfrage kann ebenfalls als eine förmliche Monographie über den Gegenstand bezeichnet werden. Der Artikel Architektur im ersten Bande giebt eine kurze, aber vollständige Geschichte dieser Kunstrichtung, erläutert durch 12 Tafeln, welche die Entwickelung derselben von den frühesten Zeiten bis zum heutigen Tage darstellen, und der zweite Band enthält einen ebenso ausführlichen Bericht über die Bildhauerkunst, dem nicht weniger als 16 Tafeln beigegeben sind. Man mag das Werk aufschlagen, wo man will, man wird stets finden, dass es die Bezeichnung „ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens" verdient. Dem mannigfachen Inhalt des Buches in einem so kurzen Bericht gerecht zu werden, ist unmöglich wir müssen uns damit begnügen, zu sagen, dass es uns bei keiner Probe im Stiche gelassen hat.

Spruch.

2. 18. Spruch des R. Simon:

Mit Andacht sollst du es
  Bekennen früh und spat,
Daß ewig einig Gott
  Umfasse Raum und Zeit.
Doch nicht gedankenlos,
  Als wär's Gewohnheitsthat,
Nein, aus der Seele sprich's
  In voller Innigkeit.

Und ruft dein flehend Herz
  Den Allerbarmer an,
So glaub' an seine Lieb',
  Die unerschöpflich quillt;
Doch glaub' auch an dich selbst!
  Wirf weg den dunklen Wahn,
Daß unerlösbar sei
  Dein Herz von Schuld erfüllt.

Aus: Pirke Aboth Dr. S. Kristeller.



Wer erräť's?

Die Namen derjenigen Abonnenten, die in den ersten 8 Tagen richtige Lösungen an uns gelangen lassen, werden in dem nächsten Hefte veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in No. 16

I. Silbenräteel.

Weser, Adolf, Lea, Leipzig, Elbe, Napoleon, Samuel, Tiger, Elberfeld, Ida, Naëmann.
= **Wallenstein.**

II. Reimrätsel.

Der Lahme geht mittelst einer — **Krücke**
Der Kahlkopf bedarf einer — **Perrücke**
Über den Fluß führt eine — **Brücke**
In der Luft schwebt die lustige — **Mücke**
Was zerbrechlich ist, zerfällt in — **Stücke**
Schütz' Dich vor des Feindes — **Tücke**
Alles wende sich zu Deinem — **Glücke.**

III. Füllrätsel.

Goliat, Josia, David, Ester, Omri, Nehemia = **Gideon.**

Rätsel:

I. Füllrätsel.

L	ein bibl. Name
. p . . .	eine Schlingpflanze
. . u .	ein König in Israel
S . . . e .	ein Richter in Israel
. . , l	ein Tier
. . . . e .	eine Himmelsgegend
. v	ein männl. Vorname.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines deutschen Dichters. Eingef. von Kurt und Erich Scheye-Breslau.

II. Silbenrätsel.

a bi bran burg char de den der en ge i lan nie ra, sa zie.

Aus diesen Silben sollen 5 Wörter gebildet werden, die bezeichnen: Sohn Jakobs, Namen einer Provinz und Stadt, Haustier, asiatische Halbinsel, Königreich. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines Richters in Israel.
Eingef. von Leopold Leyens-Schwanenberg.

III. Rebus.

Die L $\begin{matrix} A & A & A & A \\ A & A & A & A \end{matrix}$ **ube** Die Laube.

Eingef. von Frida Heimann-Berlin.

Redaktion: E. Flanter, Berlin N.O., Elisabeth-Straße. 59a.
Druck von L. Wechselmann Berlin C., Neue SchönhauserStraße 11.